



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Die kirchliche Baukunst des Abendlandes**

historisch und systematisch dargestellt

**Dehio, Georg**

**Stuttgart, 1892**

1. Einleitung

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81352](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81352)

## Viertes Kapitel.

### Die flachgedeckte Basilika in Westeuropa.

LITTERATUR. — *Willemin*: Monuments français inédits. 2 vol. Paris 1806. 2<sup>o</sup>. — *Whittington*: An historical survey of the ecclesiastical antiquities of France, 2. ed. London 1811. 8<sup>o</sup>. — *Alexandre de Laborde*: Monuments de la France. 2 vol. 2<sup>o</sup>. 1816 bis 1836. — *Taylor, Nodier et de Cailleux*: Voyages pittoresques et romantiques dans l'ancienne France. 19 vol. 2<sup>o</sup>. 1820—64. — *Chapuy*: Cathédrales françaises. 1826—31. 4<sup>o</sup>. — *Ramée et Chapuy*: Moyen-âge monumental. 3 vol. 2<sup>o</sup>. 1843. — Archives de la commission des monuments historiques. 4 vol. gr. 2<sup>o</sup>. 1855—72. — *Anthyme Saint-Paul*: Histoire monumentale de la France. 1883. 8<sup>o</sup>. — *A. de Baudot*: Eglises de bourgs et villages. 2 vol. 4<sup>o</sup>. 1867. — *A. de Caumont*: Histoire sommaire de l'architecture. 1838. 8<sup>o</sup>. — *Derselbe*: Abécédaire d'archéologie. 5 éd. Caen 1870. 8<sup>o</sup>. — *Batissier*: Eléments d'archéologie nationale. 1843. 12<sup>o</sup>. — *Viollet-le-Duc*: Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI. au XVI. siècle. 2 éd. Paris 1875. 10 vol. 8<sup>o</sup>. — *Th. Inkersley*: Romanesque and pointed archt. in France. London 1850. 8<sup>o</sup>. — *Quicherat*: De l'architecture romane. (Revue archéologique, t. VIII. 1851). — *Derselbe*: Fragment d'un cours d'archéologie (enthält die romanische Baukunst in Frankreich), in Mélanges d'archéologie et d'histoire. Paris 1886. 8<sup>o</sup>.

Fortlaufende Jahrespublikationen: *Bulletin monumental*, seit 1834. — *Bulletin des comités historiques*, seit 1849. — *Revue archéologique*, seit 1844. — *Congrès archéologiques de la France*, seit 1834. — *Revue générale de l'architecture*, publiée par César Daly, seit 1840.

#### 1. Einleitung.

Die Denkmäler, aus denen wir unsere, leider höchst unvollständig gebliebenen, Vorstellungen von der fränkischen Baukunst im karolingischen Jahrhundert abzuleiten versuchten, fanden sich sämtlich in Austrien, in den Grenzen des späteren deutschen Reiches. Auf dem westfränkischen Boden dagegen hat sich nur ein einziges authentisches Karolingerwerk, der kleine Zentralbau von Germigny-des-Près bis in



unsere Tage erhalten<sup>1)</sup>. Indes bezeugen Geschichtsschreiber und Urkunden, dass auch im Westreich unter Karl und seinen nächsten Nachfolgern der Kirchenbau eine sehr lebhaft Thätigkeit entfaltet hat, und es würde schon ein langes Register abgeben, wenn wir auch nur die uns mit Namen genannten Gründungen aufzählen wollten<sup>2)</sup>. In welchem Umfange in ihnen etwa Versuche zur Umbildung der herkömmlichen Bauformen schon hervortraten, lässt sich nicht einmal ahnen; nur so viel ist gewiss, dass es daran überhaupt nicht gefehlt hat<sup>3)</sup>. Dieser reichen karolingischen Bauproduktion war nur ein kurzes Dasein beschieden. Man kennt die schreckliche Bedeutung, die der Name der Normannen in der Geschichte dieser Zeit erlangte. Die Flüsse, deren Mündungen sie in Besitz nahmen, trugen ihre Schiffe bis tief ins Innere des Landes: die Saone führte sie nach Amiens, die Seine vor Paris, die Loire bis über Orleans hinaus, die Garonne bis vor Toulouse; das Land zwischen den Flüssen ward weit und breit wüste gelegt. Und vielleicht noch gründlicher betrieben an der Küste des Mittelmeeres und den Ufern der Rhone die Sarazenen das Zerstörungswerk. Beide waren Feinde des christlichen Glaubens. Die noch durchweg nach Basilikenart konstruierten Kirchengebäude zu vernichten machte ihnen leichte Arbeit: ein Funke genügte, um in Eile Dach und Decke in einen einzigen Flammenherd zu verwandeln, die Säulen oder Pfeiler zerbarsten in der Glut und die von ihnen getragenen Mauern stürzten zusammen. Was den heidnischen Räubern entgangen war, ging in den inneren Unruhen dieser Zeit, wo ein Krieg aller gegen alle entbrannt zu sein schien, zu Grunde oder wurde ein Opfer des Baueifers der folgenden Jahrhunderte. So findet die Armut Frankreichs an karolingischen Denkmälern — eine Thatsache, in die sich die französischen Altertumsforscher nach langem Sträuben erst neuestens zu finden beginnen<sup>4)</sup> — ihre sehr ausreichende Erklärung. Zwar giebt es eine Anzahl von Bauten aus der Zeit der ersten Kapefinger, die ihrem Stil nach karolingisch genannt werden können, doch sind es durchweg Werke zweiten oder dritten Ranges, die keinen Massstab für das uns verborgen bleibende Leben der grossen Architektur geben.

<sup>1)</sup> 1863 abgebrochen und durch eine Kopie ersetzt.

<sup>2)</sup> Vgl. A. Saint-Paul, *Hist. monumentale*, p. 73, wo aber nur Klosterkirchen aufgeführt werden.

<sup>3)</sup> Vgl. oben S. 169 und 174 über die Klosterkirche zu Centula.

<sup>4)</sup> A. Ramé: *De l'état de nos connaissances sur l'architecture carlovingienne*, im *Bulletin des travaux historiques*, 1882.



Hier ist mit einem Worte einer in der neueren Archäologie aufgekommenen Fabel Erwähnung zu thun. Die Erwartung des zum Jahre 1000 prophezeiten Weltgerichts habe alle Bauthätigkeit gelähmt; als aber das Jahr 1003 ins Land gekommen sei, ohne das Furchtbare zu bringen, da habe eine neue Freudigkeit und unwiderstehliche Lust die Völker ergriffen, ihre alten unansehnlichen Gotteshäuser niederzulegen und die Erde mit einem glänzenden Gewande schönerer Kirchengebäude als die alten neu zu schmücken. In der Glut dieses begeisterungsvollen Momentes habe sich der altchristliche Baustil zum romanischen umgeschmolzen<sup>1)</sup>. Diese Combination mag ihr Bestechendes haben, aber vor nüchterner Betrachtung der Thatsachen hält sie nicht stand. Einmal kann dem Berichte des aufgeregten Mönchschronisten von Cluny<sup>2)</sup> eine so grosse und allgemeine Tragweite keinesfalls zugestanden werden; es ist nicht richtig, dass alle Welt damals von dem chiliastischen Wahn fortgerissen wurde, die Kirche selbst bekämpfte ihn und es lässt sich eine stattliche Reihe von Bauunternehmungen, die noch im letzten Jahrzehnt vor dem Millesimum in Angriff genommen wurden, aufzählen. Zum anderen haben wir an früherer Stelle ausgeführt, dass wesentliche Grundzüge der romanischen Bauweise viel weiter, bis ins 9. Jahrhundert, hinaufreichen.

In Wahrheit erfolgte die Wiederaufnahme der Bauthätigkeit im westfränkischen Reich weder so plötzlich noch so spät. Schon nach dem Vertrage von Saint-Clair im Jahre 911, durch den die unteren Seineufer den Normannen zur Ansiedelung überlassen wurden, worauf ihre Raubzüge allmählich zum Stillstand kamen, begannen Kirchen und Klöster in Menge sich aus der Asche wieder zu erheben. In der Kriegszeit verborgene oder verloren gegangene Reliquien wurden jetzt, meist unter wunderbaren Umständen und Zeichen, wiedergefunden: ein mächtiger Anreiz regelmässig für den frommen Sinn, mit Bauten und Schenkungen den Heiligen zu ehren. Dann gegen Ausgang des Jahrhunderts kamen die Pilgerfahrten an ferne heilige Orte, nach Rom, nach S. Jago de Compostella, nach Palästina vor allem, in lebhaften Schwung und trugen durch die Heimkehrenden reiche Schätze neuer Reliquien dem Vaterlande ein. Eine Menge von Beispielen sind überliefert, dass solche Erwerbungen zu Kirchen- und Kloster-

<sup>1)</sup> Dieser Anschauung huldigt u. a. Quicherat, *Cours d'Arch.* p. 431. Eine sehr verständige Bekämpfung, deren Argumente wir uns aneignen, bei A. Saint-Paul, p. 92–95.

<sup>2)</sup> Rodulfus Glaber, *Histor. lib. III. cap. 4.*



gründungen den Anstoss geben. Nichts ist wahrscheinlicher, als dass diese Wiederaufnahme der Bauthätigkeit in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts, ähnlich wie es im Deutschland der Ottonen geschah, auch in Frankreich neue Baugedanken gezeitigt hat. Leider aber muss die besonnene Forschung wiederum eingestehen, dass auch von dieser Denkmälergeneration sehr wenig übrig geblieben ist. Es scheint, dass eben die Eilfertigkeit, mit der man sich zu Neubauten gedrängt sah, eine nachlässige Baupraxis auf die Bahn brachte, die sich bis in die ersten Dezennien des folgenden Jahrhunderts erhielt. Die Geschichtsbücher sind voll von Beispielen, dass in diesem Zeitraum erbaute Kirchen ohne äussere Veranlassung zusammenstürzen, manche unmittelbar nach ihrer Vollendung, andere nachdem sie einige Menschenalter ausgedauert <sup>1)</sup>.

Um die Zeit nun, wo das über der frühromanischen Baukunst des Westfrankenreiches — viel dichter als über der parallelen Periode in Deutschland — gelagerte Dunkel sich zu lichten beginnt, indem die unmittelbaren monumentalen Zeugen reichlicher auftreten, d. i. seit dem 11. Jahrhundert: da stehen wir überrascht vor der Thatsache, dass sich eine bis in die Grundbedingungen hinabreichende Spaltung der baulichen Systeme nicht etwa nur vorbereitet, sondern schon fertig vollzogen hat. Wir sehen ein Frankreich, das sich ausnahmslos für die gewölbte Steindecke erklärt und ihr zuliebe von der bis dahin im Abendlande alleingültigen Grundgestalt des Kirchengebäudes, wir meinen die Basilika, sich vollständig entfremdet hat; — wir sehen ein anderes Frankreich, das der Basilika treu geblieben ist, eben deshalb aber auf die Vorzüge der Gewölbedecke bis auf weiteres Verzicht leistet. Dieses umfasst das Thal der Loire von Nevers abwärts und alles rechts davon liegende Land; jenes die übrige, südliche Hälfte des alten Galliens.

Fordert es also das von uns angenommene Einteilungsprinzip, dass wir uns in diesem Kapitel nur mit der einen Hälfte des monumentalen Frankreich beschäftigen, so haben doch die zunächstfolgenden Präliminarbemerkungen noch beide Teile zugleich im Auge.

Um die Erscheinungsformen, die der romanische Stil im westfränkischen Reich annahm, nach ihren tieferen Bedingungen zu verstehen, muss man sich allem voran klar machen, dass das Frankreich, an das wir heute denken, damals in keinem Sinne noch existierte. Weder um-

<sup>1)</sup> Vgl. Quicherat p. 434.



schloss das Reich eine einheitliche Nation, noch bildete es eine andere als nur dem Namen nach bestehende Staatseinheit. In seinen Besitz teilten sich ein Dutzend oder mehr grosser Herren, vom König nur durch das dünne Band der persönlichen Vasallentreue abhängig, um so beschränkter nach unten durch die eigenen Lehensleute. Die künstlichen Fiktionen des Feudalrechtes gestatteten sogar, dass ganze Provinzen an fremde Königreiche fielen; mehrere des Südens an Aragon; die Normandie und später der ganze weite Westen an England. Endlich die Provence und das jurensische Burgund, mit den altberühmten und noch immer blühenden Städten Arles, Vienne, Lyon, Genf, Besançon, im 10. Jahrhundert ein selbständiges Königreich, wurde im 11. Jahrhundert mit der deutschen Krone verbunden.

Die Zerklüftung der staatlichen Bildungen hat nichts Unnatürliches an sich, denn eine dreifache Völkerschicht lag über dem gallischen Boden. Als die wichtigste in Sprache und Kultur zeigte sich wohl die mittlere, romanische Schicht. Der keltische Untergrund war aber mit nichten völlig zugedeckt, vielerorten brach er sogar mit wahrer Heftigkeit jetzt hervor. Und zuoberst der germanische Zufluss ward sobald nicht aufgesogen; der Name der Goten selbst trat wieder hervor, zwischen Narbonne und den Pyrenäen, wie im Nordwesten die Normannen das Germanentum um eine neue Schattierung verstärkten. So trafen zwar überall dieselben Grundbestandteile zusammen, aber das Verhältnis ihrer Mischung war nirgends das gleiche. In der Selbständigkeit der grossen Herrschaften boten sich nun gleichsam die Gefässe dar, in denen die mannigfaltigen Völkerelemente zu neuen Stammes-Individualitäten sich ausgärten. Die Sprache war nicht mehr die lateinische, noch nicht die französische. Eine unübersehbliche Menge von Mundarten schoss aus dem Boden. Sehr bald indes machte sich in den höheren Sphären des Verkehrs das Bedürfnis nach einem gemeingültigen Ausdrucksmittel fühlbar. Zu einheitlicher Sprachbildung fehlten aber noch die Bedingungen. Die Volksdialekte sonderten und einigten sich in zwei Hauptidiomen, der *langue d'oc* und *langue d'oïl*, oder, wie sie in der Litteratur genannt werden, der provençalischen und der altfranzösischen Sprache; ein Gegensatz, der in tausendfältigen Lebensäusserungen ein Echo findet.

Ueberaus merkwürdig nun ist die Thatsache, dass die Grenze zwischen der *langue d'oc* und der *langue d'oïl* wesentlich dieselbe ist, wie im Kirchenbau die Grenze zwischen dem gewölbten und dem flachgedeckten System.



Wir haben bis jetzt die Sondertendenzen genannt, denen die Ahnen der heutigen Franzosen die Fülle und Mannigfaltigkeit ihrer mittelalterlichen Kultur verdanken. Es gab aber auch verbindende Mächte lange bevor das Königtum mit Erfolg an die Spitze der Einheitsbewegung sich stellte. Das organisatorische und propagandistische Talent des Volkes feierte frühe Triumphe in den beiden grossen sozialen Institutionen des Mönchtums und des Rittertums. Durch sie hat Frankreich Europa in Gährung gesetzt. Beide waren die wichtigsten Hebel der nationalen Baukunst.

Die Idee des asketischen Lebens auf Grund klösterlicher Gesellschaftsverfassung fand in keiner Bevölkerung des Abendlandes einen fruchtbareren Boden wie in der gallo-romanischen. Fast alle grossen Bewegungen in der Geschichte des Mönchtums bis ins 12. Jahrhundert sind von Frankreich ausgegangen. Noch bevor der H. Benedikt Montecassino gründete, legte der H. Martin den Grund zum Münster in Tours. Es blieb unter Merowingern und Karolingern das berühmteste Institut dieser Art, wie die über dem Grabe des pannonischen Kriegsmannes errichtete Kirche das oberste Nationalheiligtum des christlichen Galliens. Die Pilger strömten hier aus den entferntesten Gegenden zusammen, Kranke belagerten nach Heilung verlangend jederzeit das Grab des Heiligen, Missethäter oder Schwache fanden hier ein unantastbares Asyl, grosse Reichtümer häuften sich an. Unter Karl dem Grossen brachte Alkuin als Abt von Sankt Martin der Klosterschule den Ruhm der ersten Bildungsanstalt des Abendlandes. Zu den Vorzügen, auf die Hugo Capet sich berufen konnte, als er nach der Königskrone griff, rechnete man auch, dass er wie schon sein Vater und Grossvater im Besitze der Martinsabtei war. — Das wachsende Ansehen des Mönchtums erkennt man sodann aus der im 8. Jahrhundert von Bischof Chrodegang von Metz für seine Domgeistlichkeit eingeführten, dem klösterlichen Leben nachgebildeten Regel. Sie wurde später im ganzen fränkischen Reich obligatorisch gemacht. Für die Architekturgeschichte hat sie die wichtige Folge, dass auch die Kathedralkirchen an einer ihrer Langseiten, meist der südlichen, mit Wohnräumen für die Domherren, einen Kreuzgang in der Mitte, verbunden wurden, — wohlbemerkt eine nur diesseits der Alpen eingebürgerte, den italienischen Kathedralen aber, es wäre denn, dass nordische Einflüsse ins Spiel kämen, fremde Einrichtung. — Der friedlose Weltzustand während und nach der Zersetzung der karolingischen Monarchie richtete Sinn und Zug der Menschen immer entschiedener darauf,



die Macht des Mönchtums nicht bloss in der Kirche, sondern in der Gesellschaft überhaupt, von Stufe zu Stufe zu steigern. Ihr kräftigstes Organ fand diese Richtung im burgundischen Kloster Cluny, gestiftet im Jahre 910. Der H. Odo stellte als Abt (927—942) die Regel fest, die sich nicht begnügte, die alten Vorschriften Benedikts herzustellen, sondern sie an Strenge überbot. Eine unglaubliche Verehrung wurde Cluny entgegengebracht. Hart an der Grenze des deutschen und französischen Burgund gelegen, erstreckte es seinen Einfluss nach allen Seiten. Noch vor Ablauf des 10. Jahrhunderts vereinigte die Congregation 37 Klöster in Frankreich und Burgund im Gehorsam unter dem Abt von Cluny; viele italienische wurden nach dem Muster von Cluny reformiert, durch Wilhelm von Hirsau drang der Geist Clunys über den Rhein. Die Weltentsagung, deren Losung hier ausgegeben wurde, war aber nur eine andere Form der Weltbeherrschung. Es handelte sich schon längst nicht mehr bloss um Reform des Mönchtums, sondern um Reorganisation der abendländischen Kirche im ganzen. Nicht zu viel ist es gesagt, dass Cluny die erste geistige Macht in Europa während des 11. Jahrhunderts darstellte. Recht eigentlich Clunys Ideen waren es, die der Mönch Hildebrand, als Gregor VII. auf den päpstlichen Stuhl gelangt, zu verwirklichen trachtete.

Es liegt aber in der Natur des Mönchtums, dass es sich in einem beständigen Kreislauf von Ueberspannung und Erschlaffung, von Reform und Verfall bewegte. Kein Orden war streng genug, es folgte immer noch ein strengerer. So mussten auch die Cluniacenser es sich gefallen lassen, dass während sie noch ihre höchsten Triumphe feierten, die Anklage auf weltliche Eitelkeit gegen sie laut wurde. Eine Anzahl neuer, verschärfter Regeln trat gegen Ausgang des 11. Jahrhunderts hervor, von denen wir nur die von Fontevrault, Grandmont, Chartreuse nennen wollen, da die übrigen bloss lokale Bedeutung hatten. Sie wurden alle überflügelt von den Prämonstratensern und Cisterciensern, in denen die Religiosität des Zeitalters der Kreuzzüge ihren eigensten Ausdruck fand und die mit erstaunlicher Schnelle von Frankreich über das ganze Abendland sich ausbreiteten. Ihre Bedeutung für die Architekturgeschichte wird uns noch in einem eigenen Kapitel beschäftigen.

Von einem mit solchen Gesinnungen erfüllten, mit solchen Erfolgen gekrönten Mönchtum sahen sich die Bischöfe und der Weltklerus überhaupt in Schatten gestellt. Eine dauernde Spannung zwischen beiden Teilen griff Platz, oft zu bitterer Feindschaft



ausartend. Die Gunst der Laien war dabei durchaus auf seiten der Mönche. In den Bischöfen sahen die Grossen nur ihre Nebenbuhler, die Kleinen ihre Bedrücker. Was das Volk von der Kirche forderte, war aber, die allgemeine Sündenlast durch einen Ueberschuss an Heiligkeit auszugleichen<sup>1)</sup> und es ermüdete nicht, seinen Dank durch neue und immer neue Schenkungen auszudrücken.

Ueberhaupt ist Frankreich das Land, in dem die Religiosität des hohen Mittelalters ihre Eigenart am schärfsten zuspitzt. So in der praktischen Gestaltung der Hierarchie, wie in der theologischen Spekulation, wie auch im volkstümlichen Glauben und Aberglauben. Nirgends mehr war der Heissunger nach Wundern so stark, die Verehrung der Reliquien so inbrünstig, nirgends vermochte ein religiöser Impuls im Augenblick eine ganze Bevölkerung in solchem Fieber auflodern zu machen. An die beiden grössten Bewegungen dieser Art, den Gottesstillstand und den ersten Kreuzzug, braucht nur erinnert zu werden. Aus beiden gedieh dem Bauwesen unschätzbare Förderung, wie später ein anderer Kreuzzug, der gegen die Albigenser, sein Verderben wurde.

Die ungeheueren Menschenfluten, die sich in den Jahren 1096 und 1097 von Frankreich ostwärts, dem Grabe Christi entgegenwälzten, wiederholten nur in grösserem Massstabe ein in kleinerem längst gewohntes Schauspiel. Die Lust an Pilgerfahrten war bei den Franzosen bis zur Leidenschaft entwickelt. Naturgemäss nur ein kleiner, bevorzugter Teil konnte ferne Lande aufsuchen. Die Masse erfreute sich der heiligen Stätten, die Frankreich selbst in gar nicht geringer Zahl besass. Die meisten von ihnen waren mit Klosteranlagen verbunden. Mehrere der ältesten Klosterkirchen standen über den Gräbern nationaler Märtyrer und Bekenner, der Ruhm anderer gründete sich auf den Erwerb hochheiliger Erinnerungsstücke aus der Urzeit des Christentums. Bei manchen war die Bedeutung eine mehr lokale, wie bei den Kirchen des H. Germanus und der H. Genoveva in Paris, des H. Remigius in Reims, des H. Hilarius und der H. Radegunde in Poitiers. Andere zogen die Kreise ihrer Verehrung über ganz Frankreich und vereinigten zu ihren Festen unendliche Pilgerzüge aus Nord und Süd: so S. Martin in Tours, S. Denis bei Paris, Fécamp in der Normandie, das eine Flasche vom heiligen Blute aufbewahrte; Char-

<sup>1)</sup> Die Inschrift auf der Grabädicula des H. Martin schloss mit dem Dystichon:  
... et miserae purgans peccamina vitae  
occultat meritis crimina nostra suis.



roux im Poitou, von Karl dem Grossen mit einer beträchtlichen Partikel des Kreuzes Christi beschenkt; Saint-Sernin zu Toulouse, wo die reichen Grafen des Landes die Gebeine von sechs Aposteln und unzählbare kleinere Reliquien angehäuft hatten; an der Grenze der Bretagne und Normandie, aus Tribsand und Meeresbrandung wie ein Wunder emporsteigend, der geheimnisvolle Berg des Erzengels Michael. Doch waren es nicht die eigentlichen Wallfahrtsklöster allein, die bedeutende Besuchermassen anzogen — für den Abt von Cluny z. B. war es eine, fast kann man sagen alltägliche Sache, welt- und kirchenfürstliche Personen mit grossem Gefolge zu Gästen zu haben; er speiste ausserdem im Laufe eines Jahres 17 000 arme Wanderer und Bettler. Ähnliches wird von der grossen Tochterpriorie an der mittleren Loire, der Cella Caritatis, berichtet.

Eindringlicher aber als alles Geschriebene bezeugen die Macht und den Glanz des französischen Mönchtums die Bauten, die es hinterlassen hat. Wenn unter den romanischen Kirchen Deutschlands zwischen Kloster- und Kathedralkirchen insofern ein Gleichgewicht besteht, als die ersteren zwar an Zahl, die letzteren jedoch an Grösse überwiegen; wenn in Italien die Kathedralen in jeder Hinsicht den Vorrang haben; so ist in Frankreich das Verhältnis durchaus das umgekehrte. Die Stimmung dieser Zeit, die sich so gern in Gegensätzen bewegte, gestattete nicht nur, sondern forderte, dass im Mönchtum Armut und Entsagung des einzelnen Gliedes in um so vorleuchtenderem Glanze der Körperschaft, wo sie als Ganzes sich zeigte, ihre Antithese fand. Keine Frage, diese grossartige äussere Repräsentation, zu der alle Künste im Verein aufgerufen wurden, gehörte mit zu den Grundlagen ihrer Macht über die Gemüter. Noch waren die Städte nicht volkreich, die Körperschaften nicht kräftig und selbstbewusst genug, um daran zu denken, im Bau gewaltiger Kathedralen sich selber Denkmäler zu setzen. Kaum eine Bischofsstadt gab es, in der nicht die Kathedralkirche von einem Kloster innerhalb derselben Mauern oder sicher einem aus der Nachbarschaft, weitaus überstrahlt wurde<sup>1)</sup>; wir erinnern beispielsweise nur an S. Remy in Reims, S. Martin in Tours, S. Hilaire in Poitiers, Notre Dame du Port in Clermont, S. Front in Périgueux, S. Caprais in Agen, S. Sernin in Toulouse; die im Jahre 1089 begonnene neue Kirche von Cluny gar blieb auf lange

<sup>1)</sup> Anthyme Saint Paul l. c. 91 bemerkt, dass die Kathedrale von Chartres, die einzige in Nordfrankreich, die mit den Abteikirchen wetteifern konnte, ausnahmsweise Wallfahrtsort war; dasselbe gilt für den Süden von der Kathedrale Notre-Dame zu Puy.



Zeit hinaus die grossräumigste des ganzen Abendlandes. Erst im 12. Jahrhundert tauchen einige, immerhin wenige Kathedralen von ebenbürtigem Range auf: in Angoulême, Angers, Autun, — bis dann nach der Mitte des Jahrhunderts die grosse Zeit dieser bis dahin so merkwürdig vernachlässigten Klasse anbricht. Die in Chroniken überlieferten Namen berühmter Baumeister des 11. und beginnenden 12. Jahrhunderts gehören durchweg Mönchen an; baukundige Bischöfe, wie sie für Deutschland bezeichnend sind, begegnen uns nicht, sie wären denn aus Klöstern hervorgegangen<sup>1)</sup>, ebensowenig auch Laienarchitekten, deren Ruhm in Italien die Bauinschriften der Dome von Pisa, Modena u. a. verkünden.

Die Generation des ersten Kreuzzuges sah die Mehrzahl der Meisterwerke des französisch-romanischen Stils im Bau begriffen, meistens auf so grosse Verhältnisse angelegt, dass allerdings erst spätere Geschlechter die Vollendung erlebten. Die alle tiefsten Kräfte der Volksphantasie entbindenden Zeitereignisse, der Hinweis des Unternehmungsgeistes auf das Neue, Grosse, Ideale, und nicht zuletzt der plötzliche Ueberfluss an materiellen Hilfsmitteln, den Vermächtnisse der abziehenden Kreuzfahrer und wetteifernde Frömmigkeit der Zurückbleibenden der Kirche zuwandten, dies alles vereinigte sich zu einem Aufschwung des Baugeistes, der den geschichtlichen Betrachter noch heute mit freudig nachempfindendem Staunen erfüllt. Die Leistungen dieser Epoche erhoben die französische Baukunst zur unbestreitbar ersten des Abendlandes. Während in Deutschland und Italien die vorgeschrittensten Schulen mit dem Problem der Ueberwölbung noch rangen, hatte Frankreich nicht eine, sondern ein halbes Dutzend Lösungen dafür gefunden. Das Ziel, dem Gebäude höchste Dauerhaftigkeit, Gedicgenheit, Würde zu verleihen, war das gemeinsame: die Wege, auf denen es erstrebt wurde, in jeder Landschaft andere. Jedes neue grosse Bauunternehmen brachte eine neue konstruktive und ästhetische Entdeckung. Mit den wechselnden Grundbestimmungen modifizierten sich die einzelnen Bauglieder und ihr Schmuck. Die noch lange nicht ausgeglichene Mischung der Stämme und ihr verschiedenes Verhältnis zur antiken Tradition thaten denn noch das ihre, um jede Landschaft ihre eigene Formensprache entwickeln zu lassen. Die französische Baukunst des 11. und 12. Jahrhunderts mit der Vielheit der in zeitlichem Neben-

<sup>1)</sup> Wie Vulgrin von Mans und Gondulph von Rochester.



einander in Blüte stehenden Stile ist ein Phänomen, dem in der Baugeschichte aller Zeiten nichts vergleichbar ist.

Die Klassifikation der romanischen Stilarten hat die französischen Gelehrten vielfältig beschäftigt, fast ein jeder namhafte Archäologe hat sein eigenes System. Arcisse de Caumont z. B. statuiert zehn Schulen, Viollet-le-Duc acht, Anthyme Saint-Paul fünfzehn, die in sechs Regionen zusammengefasst werden. Für unsere Betrachtungsweise steht das Einteilungsprinzip ein für allemal fest und demgemäss legen wir die Denkmäler zuoberst in die zwei eingangs angedeuteten Hauptgruppen auseinander: Kirchen mit flacher Holzdecke, Kirchen mit gewölbter Steindecke.

## 2. Der Grundriss im allgemeinen.

SÜDFRANKREICH ist unter allen für die Geschichte des romanischen Stils in Betracht kommenden europäischen Gebieten dasjenige, das die wenigsten, ja eigentlich so gut wie keine Ueberreste flachgedeckter Basiliken aufzuweisen hat, obgleich nach aller Wahrscheinlichkeit noch in der karolingischen Epoche diese Bauform auch hier die normale war. Es scheint, dass die Zeit der normännischen und sarazenischen Verwüstungen, die so erschreckende und umfassende Beweise von der Widerstandsunfähigkeit der Basilika in Feuersgefahr erbrachte, entschiedene und allgemeine Abneigung gegen dieses System zurückgelassen hat. Fühlte man sich hier doch auch viel weniger wie anderswo daran gebunden, da reichliche Muster römischer Konstruktionen den Uebergang zum Gewölbebau beförderten. Schon bei den Neubauten des späteren 10. Jahrhunderts, nach Stillung jener feindlichen Ueberfälle, dürfte die Basilikenform mehr oder minder vollständig ausser Gebrauch gesetzt gewesen sein; wo nicht, so müssten sich doch mehr Spuren von ihr erhalten haben.

Einige sporadisch begegnende Beispiele flachgedeckter, meist einschiffiger kleiner Kirchlein, z. B. im Thal der Ariège (vgl. J. de Lahou-dès im Bull. mon. 1877) oder in der Gironde (Taf. 79, 84 Loupiae) können nicht in Betracht kommen, zumal manche von ihnen offenbar für Gewölbe bestimmt waren. Die einzige uns bekannt gewordene Basilika mit Balkendecke ist S. Aphrodise zu Béziers (Grundriss Taf. 79, Krypta Taf. 119), eine noch ganz der altchristlichen Tradition gehorchende Anlage; die Gallia christiana meldet eine Restauration zu A. saec. 10, womit die Einzelformen stimmen. — Wenn die gewöhn-